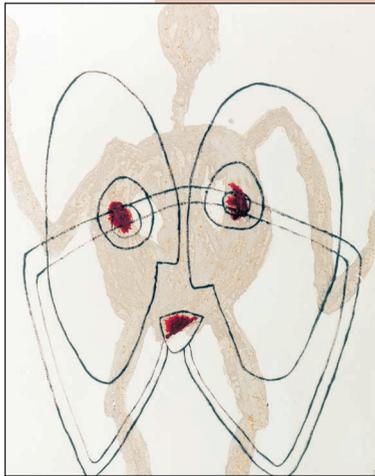


Liliane Opher-Cohn, Johannes Pfäfflin,
Bernd Sonntag, Bernd Klose,
Peter Pogany-Wnendt (Hg.)

Das Ende der Sprachlosigkeit?

Auswirkungen
traumatischer Holocaust-
Erfahrungen über mehrere
Generationen



edition
■ psychosozial

Liliane Opher-Cohn, Johannes Pfäfflin, Bernd Sonntag,
Bernd Klose und Peter Pogany-Wnendt (Hg.)

Das Ende der Sprachlosigkeit?

Reihe »edition psychosozial«

Liliane Opher-Cohn, Johannes Pfäfflin, Bernd Sonntag,
Bernd Klose und Peter Pogany-Wnendt (Hg.)

Das Ende der Sprachlosigkeit?

**Auswirkungen
traumatischer Holocaust-Erfahrungen über
mehrere Generationen**

Psychosozial-Verlag

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Das Ende der Sprachlosigkeit? :
Auswirkungen traumatischer Holocaust-Erfahrungen
über mehrere Generationen / Liliane Opher-Cohn ... (Hg.). - Gießen :
Psychosozial-Verl., 2000 (Reihe „Edition psychosozial“)
ISBN 978-3-89806-005-9

2. erweiterte Auflage
© 2000 Psychosozial-Verlag
E-Mail: psychosozial-verlag@t-online.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.
Umschlagabbildung: Ulrike Körbitz, *Eierköpfe halten den Mund*, 1992
Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Printed in Germany
ISBN Print-Ausgabe 978-3-89806-005-9
ISBN E-Book-PDF 978-3-8379-6667-1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Herausgeber	7
Reflexionen zum Thema des Symposions – Teil 1	9
<i>Vamık D. Volkan</i>	
Die Anatomie der Vorbereitungen für das Symposium „Das Ende der Sprachlosigkeit?“	23
<i>Annette Streeck-Fischer</i>	
Vergangene und gegenwärtige Traumatisierung – jugendliche Skinheads in Deutschland	51
<i>Jörn Rüsen</i>	
Holocaust-Erfahrung und deutsche Identität – historische Überlegungen zum Generationswandel im Umgang mit der Vergangenheit	71
<i>Klaus E. Grossmann</i>	
Verstrickung, Vermeidung, Desorganisation: Psychische Inkohärenzen als Folge von Trennung und Verlust	85
<i>Ira Brenner</i>	
Stacheldraht in der Seele: Ein Blick auf die generations- übergreifende Weitergabe des Holocaust-Traumas	113
<i>Mathias Hirsch</i>	
Transgenerationale Weitergabe von Schuld und Schuldgefühl	141
<i>Ilany Kogan</i>	
Die Suche nach der Geschichte der Nachkommen von Holocaust-Überlebenden in ihren Analysen: Reparation des „seelischen Lochs“	163
<i>Terez Virág</i>	
Das Holocaust-Syndrom in der Praxis der Psychotherapie mit ungarischen Überlebenden	183

Jean-Jacques Moscovitz

Bruch in der Geschichte und
Freudianische Lektüre des Aktuellen 201

Bernd Nitzschke

Psychoanalyse im „Dritten Reich“ und die Folgen für die
psychoanalytische Geschichtsschreibung nach 1945 219

Yolanda Gampel

Gedächtnis – Vergessen und erinnern:
Ein Akt des Mutes, der Identität oder des Glaubens 247
Autorinnen und Autoren 265

Vorwort der Herausgeber

In unseren Fachdiskussionen über Psychotherapie-Patienten stellten wir fest, daß viele ein gemeinsames Problem hatten: Gefragt nach den Gefühlen und Einstellungen von Eltern, Großeltern oder anderen Familienmitgliedern während des Nationalsozialismus, konnten sie nur vage Antwort geben. Sie wuchsen auf, ohne mit ihren Verwandten über diese Zeitperiode genauer sprechen zu können.

Ein großer Teil der Patienten erwies sich, als wir die Aufmerksamkeit darauf richteten, durch Krieg und die Schrecken des Holocaust zumindest in seiner Entwicklungsgeschichte – wenn nicht in seiner Krankheitsentstehung – beeinflusst. Dies war scheinbar unabhängig davon, ob diese Patienten Kinder von Traumatisierten des Holocaust, von Mitläufern oder von Tätern waren. Auch die in den letzten Jahren in einer Vielzahl erschienenen historisch oder politisch orientierten Bücher zum Thema ermöglichten keinen ausreichenden inneren emotionalen Bezug zu den persönlichen Erfahrungen und den daraus resultierenden psychologischen Problemen.

Der Herausgeberkreis besteht aus Psychotherapeuten unterschiedlicher persönlicher Herkunft aus jüdischem und christlichem Hintergrund. Die Gruppe setzte sich, wie im ersten Kapitel nachzulesen, mit den versteckten Prozessen der eigenen Sprachlosigkeit und den existierenden Schatten des Holocaust auseinander.

In der Reflexion über die eigene Lebensgeschichte, die von VamIk D. Volkan im zweiten Kapitel des Buches als Ergebnis eines intensiven, über zwei Jahre gehenden Supervisionsprozesses kommentiert wird, bemerkten wir, daß auch in unserer Kindheit über die Fragen des Holocaust unzureichend gesprochen worden ist. In den langjährigen psychotherapeutischen Ausbildungen war dieses Thema meist zu kurz gekommen. Unausgesprochenen oder offen gestellten Fragen wurde auch in den Familien der Psychotherapeuten mit Sprachlosigkeit begegnet.

Vom 14.-16. August 1998 trafen sich auf Einladung des Psychotherapeutischen Arbeitskreises für Betroffene des Holocaust und

mit Unterstützung der Landesregierung Nordrhein-Westfalen anlässlich des 50. Jahrestages des Staates Israel Wissenschaftler aus Frankreich, Israel, den USA und Deutschland zu einem fachlichen Austausch mit 300 Teilnehmern im Rahmen eines Symposions in Düsseldorf. Die Ergebnisse werden mit diesem Buch einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Bei einer Abschlusdiskussion mit Referenten und Herausgebern waren wir uns einig, daß die Diskussion über die Folgen des Holocaust für die Betroffenen und für die nachfolgenden Generationen begonnen hat und weitergeführt werden kann. Wir haben hoffentlich einen Beitrag dazu leisten können, daß die noch geringe Zahl der Fragen gestellt werden kann und mögliche Antworten gegeben werden können.

Buch und Symposion wären nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung folgender Personen und wir danken von Herzen: Frau Eisenmenger, Pali Gaspar, Norman Icking, Monika Janzen, Silke Kasten-Langhorst, Christian Koch, Karl Köhle, Heiner Lichtenstein, Herr Linke, Hannelore Lutz, Heike Müßner, Hubertus Neuerburg, Herr Schumacher, Günther Steinert, Kerstin Stellermann, Monika Türk, Joachim Zweite, dem Land Nordrhein-Westfalen, vertreten durch die Mitarbeiter der Staatskanzlei, und den Sponsoren.

Liliane Opher-Cohn

Johannes Pfäfflin

Bernd Sonntag

Bernd Klose

Peter Pogany-Wnendt

Reflexionen zum Thema des Symposiums – Teil 1

Johannes Pfäfflin

Auf ein Bruchstück unausgesprochener Familiengeschichte stieß ich 1990 eher zufällig. Damals erschien im Württembergischen Gemeindeblatt ein Zeitdokument: Ein Brief, geschrieben im Mai 1933. Dieser Brief, der an den damaligen württembergischen Kirchenpräsidenten Theophil Wurm gerichtet war, wurde von den württembergischen Pfarrern Rudolf Daur, Fritz Pfäfflin und Hermann Umfried verfaßt. Der an zweiter Stelle unterzeichnende Fritz Pfäfflin ist mein 1988 verstorbener Vater.

Ich möchte Ihnen einige Ausschnitte aus diesem Brief zitieren:

„Hochverehrter Herr Kirchenpräsident! Wir Unterzeichnenden erlauben uns, in schwerer Besorgnis um die Verkündigung der Kirche und das Heil unseres Volkes, uns an Sie zu wenden. Wir erkennen mit Dankbarkeit an, was von dem Herrn Kirchenpräsidenten und anderen Führern der württembergischen Kirche seit der Umwälzung in öffentlichen Äußerungen gesagt worden ist, um die Selbständigkeit der Kirche sicherzustellen und die nationale Erhebung in gesunde Bahnen zu lenken. Auch die Anordnung eines Kirchengebets für die Führer des Volkes haben wir begrüßt. ... Wir hätten aber den dringenden Wunsch, daß in nicht zu ferner Zeit ein klares, öffentliches, autoritatives Wort von der Führung der evangelischen Kirche Württembergs gesagt würde, das in bestimmterer Form als bisher zu einzelnen Geschehnissen und Entwicklungen der nationalen Erhebung Stellung nimmt. Wir würden in besonderer Weise begrüßen, wenn ein solches Wort in feierlicher und eindrucklicher Weise, entweder durch Verlesung von sämtlichen Kanzeln, oder durch Rundfunkansprache des Herrn Kirchenpräsidenten, an das ganze evangelische Kirchenvolk Württembergs hergebracht würde.“

Es folgt nun eine ausführliche und von großer Sorge getragene Darstellung der Auseinandersetzungen um die Auswirkungen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ (den sog. „Arier-Paragraphen“ vom 7. April 1933). Bürgermeister und andere Amtspersonen wurden willkürlich abgesetzt und durch „völlig unfähige(n) oder sittlich anfechtbare(n) Vertreter(n) der nationalen Parteirichtung“ ersetzt.

Dann weiter im Brief: Im übrigen

„sind wir genötigt, ein Wort über die Stellung der christlichen Kirche zu den Judenverfolgungen zu sagen. Dem Herrn Kirchenpräsidenten sind die Vorgänge in Öhringen, Niederstetten, Creglingen und anderen Orten des Hohenloher Landes bekannt. Der besonders schwere Fall mit Todesfolge in Creglingen kann, nach unserem Wissen, vom Oberrabbinat in seinen genauen Einzelheiten in Erfahrung gebracht werden. Wir haben außerdem genaue Berichte von Überfällen, die auf hervorragende Vertreter des deutschen Judentums in deutschen Städten, auch in der württembergischen Landeshauptstadt verübt worden sind. Männer, die im Krieg ihre letzte Pflicht getan haben, Offiziere, Inhaber des Eisernen Kreuzes mit Kriegsverletzungen, solche, die in der Volksbildungsarbeit der deutschen und sogar der christlichen Kultur die Arbeitskraft eines Jahrzehnts geopfert haben, wurden bewußtlos geschlagen. Dazu kommt die Verächtlichmachung der Arbeit solcher Menschen und der gewalttätige Wille, sie von ihren Posten zu verdrängen. Bis in die Kinderwelt ist die Verfolgung vorgedrungen. Die christliche Kirche darf nach unserer Meinung zu diesen Dingen nicht länger schweigen.“

Es existiert nur Schweigen, jedenfalls kein Antwortschreiben auf diesen Brief. Meine genaueren Nachforschungen haben ergeben, daß sich der engagierte Mitautor des Briefes und Freund meines Vaters, *Hermann* Umfried, im Januar 1934 suizidierte, nachdem er wiederholten Verhören, Drohungen und Angriffen durch die Nationalsozialisten ausgesetzt war.

Mein Taufname – ich wurde 1950 geboren – ist Johannes *Hermann* Pfäfflin. Zu meinem – im Verborgenen gehaltenen – Zweitnamen, der auch in meiner seelischen Repräsentation fast in Vergessenheit geraten war, wurde mir als Kind wiederholt gesagt, „Hermann“ sei der Name eines kurz vor meiner Geburt verstorbenen Onkels. Aber es gibt keinen Hermann in den Familien väterlicher- und mütterlicherseits.

Ich trage also den – deutschen – Namen des brüderlichen Mitstreiters gegen die gerade an die Macht gekommenen Nationalsozialisten. Aber weshalb überdeckt der Mantel des Schweigens zu diesem Thema meine Kindheit, Jugend, Adoleszenz und auch meine weitere Lebensgeschichte? Angesichts des im Brief ersichtlichen Engagements seitens des Vaters läge eine innerfamiliäre offene Auseinandersetzung und Nachbearbeitung doch nahe.

Meinen Vater kenne ich als zurückgezogen lebenden, stillen

Menschen, der sich hinter den Schreibtisch seines Studierzimmers, wie die Pfarrstube genannt wurde, zurückzog. Konflikthaften Auseinandersetzungen – speziell zum Thema „Drittes Reich“ und Nationalsozialismus – wich er aus. Er war im Krieg als Oberzahlmeister tätig und erlebte ganz sicher offenen Auges mit, was sich „da draußen“ abspielte. Die einzige Kriegserinnerung, die ich von ihm persönlich vernahm, handelte von drei jüdischen Frauen, denen er das Leben retten wollte, indem er sie mit immer neuen – zum Teil auch schriftlichen – Begründungen in seiner zahlmeisterlichen Amtsstube als unentbehrliche Mitarbeiterinnen zu halten versuchte. Er sprach es niemals aus, aber es war – ohne Zweifel – eine vergebliche Bemühung. Ich verurteilte ihn dafür und empfand, was er selbst auch empfunden haben mag, daß er jämmerlich versagt hatte. Doch auch das blieb unausgesprochen.

Zu der anderen Seite meiner Familiengeschichte zu Beginn des „Dritten Reiches“ sei soviel gesagt: Die Familie mütterlicherseits besaß einen Verlag, in dem eine Rundfunkrede von Magda Goebbels, gehalten zum Muttertag am 14. Mai 1933 (selber Monat, selbes Jahr wie der Brief des Vaters) herausgegeben und veröffentlicht wurde. Diese Denkschrift erschien unter dem Titel „Die deutsche Mutter“. Bei Magda Goebbels handelt es sich um die Ehefrau des damaligen Propagandaministers.

Meine Eltern heirateten im August 1934. Über die – wie man doch meinen möchte, schönsten und erfüllendsten Jahre im Leben eines Paares – wurde in meiner Familie nicht gesprochen.

Literatur

Röhm, Eberhard, Thierfelder, Jörg: Juden – Christen – Deutsche. Band I: 1933-1935. Calwer Verlag Stuttgart 1990

Liliane Opher-Cohn

Ich wurde am 9. Juni 1952 in Bukarest geboren als Tochter von Miriam Cohn und Aizic Cohn. Ich bin ihr einziges Kind. Die Atmosphäre im Elternhaus war warm, bunt, aber auch bedrückt.

Alle Superlative dieser Welt reichten nicht aus, die mir angedichtet wurden: Prinzessin, Genie, Schönheit etc... Ich mußte Ballett machen, Klavier spielen und vieles andere mehr ...

Hier und jetzt, so viele Jahrzehnte danach, sehe ich wieder die Bilder vor mir, wie ich als 4jährige auf einer Bühne stand. An einem Tag im Kindergarten war ich: Primaballerina im Ballett, Primadonna im Menuett und war Dirigentin des Kinderorchesters. Bis heute habe ich keine Ahnung von Musik.

Ich wehrte mich dagegen. Regelmäßig wurde ich einen Tag davor krank: Mein Onkel pumppte mich mit Antibiotika voll, meine Mutter drehte mir die Schillerlocken. Mein Vater weinte vor Rührung.

Mit fünf konnte ich natürlich perfekt lesen. Dafür war mein Vater zuständig. Da Wladimir Ilitsch Lenin angeblich auch mit fünf lesen konnte, war es wohl recht billig, daß ich es auch konnte. Mein Vater war glühender Kommunist. Ich auch!

Mein Vater erklärte mir immer wieder: „Kind, denk daran, egal was passiert: in erster Linie bist Du MENSCH; wenn Du älter sein wirst, werden einige dumme Leute versuchen Dich zu diskriminieren, weil Du Frau und Jüdin bist. Kümmere Dich nicht darum!“ Fast wie ein Gebet!

Meine Familie war nicht religiös. Trotzdem gab es an den jüdischen Feiertagen ein Fest. Die ganze Familie kam zusammen. Übers Judentum wurde nicht gesprochen. An solchen Abenden gab es immer „Lustige Geschichten aus dem Lager“. Mein Vater hörte ruhig zu. Aber hinterher triumphierte er: „Ich hab es geschafft, den Nazis zu entfliehen. Ich habe in Rußland als Partisan gekämpft gegen die Deutschen.“ Daß er im KZ war, habe ich erst nach seinem Tod erfahren. Vor 5 Jahren. Mein Vater war für mich der Held. Meine Mutter

und mein Onkel, ihr Bruder, die im Alter von 13 und 17 Jahren zusammen mit ihren Eltern in das Lager Transnistrien deportiert wurden, waren für mich die Feiglinge, die Opfer.

Mit neun Jahren sah ich in Bukarest den Film: „Das Tagebuch der Anne Frank“ und war erschüttert. Mir wurde klar, was es bedeutet Jüdin zu sein. Ein Mädchen in meinem Alter!

In diesem Alter bekam man in den kommunistischen Ländern für gute Leistungen die Pionierskrawatte. Wie sehr hatte ich diesen Augenblick herbeigesehnt. Um meine Leistungen mußte ich mir als Kind der Superlative keine Sorgen machen – was sollte mich also daran hindern, meinen Idolen Marx, Engels und Lenin einen Schritt näherzukommen? Die Lehrerin: „Du, Cohn, und du, Leibowici, könnt die Krawatte nicht bekommen – ihr seid ja Juden.“

Wir haben die Krawatte doch bekommen, meine Mutter hat wie eine Löwin dafür gekämpft; weil aber wir beiden Juden daran teilnahmen, fand die Feier im Klassenzimmer und nicht in der Öffentlichkeit der Aula statt.

Ich war 12, als wir nach Jahren der Demütigung nach Israel auswandern durften, mein Onkel hatte uns freigekauft. Wir machten einen Umweg über Düsseldorf, wo meine Großmutter und mein Onkel lebten, denen die Flucht aus Rumänien früher gelungen war.

Die Reihung von Schicksalsschlägen – die Spätfolgen – nahmen ihren Lauf: Die Mutter meiner Mutter erkrankte kurz nach unserer Ankunft an Krebs. Meine Mutter wollte bei ihr sein, und so blieben wir. Mein Vater, in Rumänien Professor für Chemie, sprach kein Wort deutsch, hielt sich und uns mit Jobs über Wasser. Mein großer Held war stumm geworden. Meine Mutter, in Rumänien eine Dame des gesellschaftlichen Lebens, wurde depressiv. Zwei Jahre nach dem Tod meiner Großmutter erkrankte auch sie an Krebs. Sie hatte es geschafft, es vor der Familie geheim zu halten. Als wir es erfuhren, war nichts mehr zu machen. Zwei Jahre des Leidens fingen für uns alle an, bis sie mit knapp fünfzig endlich sterben konnte.

Mein Onkel Abraham Braun beschäftigte sich hauptsächlich mit